

Gewalterleben und die Krise der Moderne

Brockhaus, Gudrun

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Brockhaus, G. (1994). Gewalterleben und die Krise der Moderne. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 18(2), 45-65.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-249704>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Gudrun Brockhaus

GEWALTERLEBEN UND DIE KRISE DER MODERNE*

Ich mußte lachen, als ich las, welchen Titel ich meinem Vortrag hier bei Ihnen gegeben habe: er klingt so großspurig und allumfassend, als ob sich alles in einem Wurf einfangen ließe: die große Gesellschaftstheorie über die Krise der Moderne, und endlich die seit Jahrzehnten vermißte psychologische Theorie über Aggression und Gewalt. Keines von beidem kann ich Ihnen bieten – der Titel drückt eher mein Bemühen aus, die subjektive Perspektive – wie Gewalt von den Tätern und auch von uns erlebt wird – und den soziologischen Blick auf die Veränderungen in der Gesellschaft zusammenzubringen und diese Perspektiven nicht gegeneinander auszuspielen. Bisher scheint es in den psychologischen und soziologischen Ansätzen zur Erklärung von Gewalt unverzichtbar, der anderen Disziplin ihre Versäumnisse moralisierend vorzuhalten. Die Psychoanalytiker erklären die Soziologen für oberflächlich, die SoziologInnen die PsychoanalytikerInnen für blind und taub gegenüber der Dynamik anderer sozialer Prozesse als der frühen Familiengeschichte. Ich möchte nun versuchen, in fünf Punkten nach Beziehungen der psychischen und sozialen Ebene zu suchen. Meine Überlegungen kreisen dabei immer um das Thema fremdenfeindliche Gewalt.

Bei der Vorbereitung habe ich erschrocken festgestellt, wie weit weg mir das Thema gerutscht ist: offenbar nicht nur mir. In den Medien ist es nur noch in besonders brutalen Fällen Stoff für die erste Seite. Fremdenfeindliche Gewalt ist auf die hinteren Plätze der Zeitungen gerutscht. Dort finden sich Sammelmeldungen, statistische Daten, die deutlich machen, daß der Rückgang der Medienpräsenz keineswegs eine Entschärfung des Problems anzeigt. „Etwa 40% der Jugendlichen in Brandenburg stimmen rechtsextremen Parolen zu und akzeptieren Ausländerfeindlichkeit und Gewaltbereitschaft.“ Diese Meldung z.B. findet sich unter der Rubrik „Aus den Ländern“ der „Süddeutschen Zeitung“ (SZ) (12./13.03.1994, S. 6). Eine Woche davor zeigt die willkürliche und widersprüchliche Anordnung von drei kurzen Artikeln nebeneinander den ganzen Zynismus unserer Gewöhnung an das Thema. Der längste

(*) Vortrag am 19.03.1994 in Bad Neustadt/Saale auf der Tagung „Gewalt – einfach so?“ der Evangelischen Akademie Tutzing.

Artikel, die dickste Überschrift heißt: „Weniger rechte Gewalt in Sachsen“. Die kleinen Artikel daneben sind überschrieben: „Hohes Gewaltpotential in Sachsen-Anhalt“ und „Gewalt im Leben von Schülern nimmt in Magdeburg zu“. Es scheint nicht der Mühe wert, die Diagnosen von Zu- oder Abnahme der Gewalt aufeinander zu beziehen. Tatsache ist jedenfalls (wir entnehmen es der 17-Zeilenmeldung der SZ vom gleichen Tag auf der ersten Seite), daß zwar die Zahl der Anschläge, nicht aber die Anzahl der Todesopfer und Verletzten zurückgegangen ist: sechs Tote und mehr als 900 Verletzte bei 1609 Gewalttaten zählt die Kriminalstatistik des Innenministeriums im Jahr 1993. Dem rapiden Schwund des Medieninteresses steht die Überfülle von Tagungen und Literatur zu dem Thema gegenüber. Die Fülle macht es schwer, ein frisches unverbrauchtes Interesse zu behalten. Die wechselseitige Entwertung der gegnerischen Positionen, die das Vorgehen der meisten bestimmt, steigert bei den RezipientInnen die Verwirrung statt sie abzubauen.

Viele sprechen auch grundsätzlich der Frage nach der individuellen Motivierung von Gewalt jede Berechtigung ab: nicht nur in dem Sinne, daß mal wieder alles zerredet würde statt gehandelt, sondern mit der – für mich ernster zu nehmenden – Begründung, die Konzentration auf physische Gewalt greife eine Tätergruppe heraus, nämlich die männlichen Jugendlichen, die fast ausschließlich für fremdenfeindliche Gewaltakte verantwortlich sind. Diese Tätergruppe werde isoliert, ihre Verbindung zu der strukturellen, bürokratischen, technokratischen, ökonomischen Gewalt, die das Zentrum unserer Gesellschaft kennzeichne, gekappt. Ich sehe diese Gefahr einer Sündenbocksuche, aber ich finde eine Ausweitung des Gewaltbegriffs auf jede Form sozialer Ungleichheit auch sehr entdifferenzierend (vgl. Willems, 1993). Die Gleichsetzung von struktureller, psychischer, physischer Gewalt verschenkt die Chance, die Unterschiede und Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Gewaltformen erst einmal herauszuarbeiten. Ich möchte deshalb nicht gleich von den – zweifellos vorhandenen – Bezügen zwischen den verschiedenen Gewaltformen ausgehen, sondern meine Überlegungen einschränken auf unmittelbare Gewalttätigkeit – „also die direkte physische Schädigung von Menschen durch Menschen mit zielgerichteter Tendenz“ (Willems, 1993, S. 92) mittels physischem Zwang oder dessen Androhung. Nur darum soll es im folgenden gehen.

1. Wie erleben wir physische Gewalt?

Aus einem mittelalterlichen Bericht über einen Ritter:

„Er verbringt sein Leben damit, zu plündern, Kirchen zu zerstören, Pilger anzufallen ... Er gefällt sich besonders darin, die Unschuldigen zu verstümmeln,“ die Hände abzuschlagen, die Augen auszudrücken. „Seine Frau ist ebenso grausam. Sie hilft ihm bei seinen Exekutionen. Ihr macht es selbst Vergnügen, die armen Frauen zu martern. Sie ließ ihnen die Brüste abhauen oder die Nägel abreißen ...“ (Elias, 1976, Bd. 1, S. 267 f.)

Dies zitiert Norbert Elias in seinem Buch über den „Prozeß der Zivilisation“, um die Macht und Verbreitung von Gewaltimpulsen bei Männern und Frauen zu zeigen. Die Monopolisierung der Gewalt durch den Staat und andere Zivilisationsprozesse führen nach Elias' Auffassung schließlich zu einer dauerhaften und internalisierten Kontrolle, so daß „ein Teil der zurückgehaltenen Triebregungen und Neigungen ihm überhaupt nicht zum Bewußtsein kommt.“ (Elias, 1976, Bd. 2, S. 329). Das scheint für die geschilderten Grausamkeiten auch zu gelten: Wenn ich jedoch in mich hineinschaue, kann ich solche Impulse nicht entdecken. Sind sie verschwunden, oder doch modifiziert, abgemildert in den Jahrhunderten triebdämpfender Erziehung?

Überraschend ist jedenfalls für mich, wie selbstverständlich und verbreitet ein genübliches Ausmalen extrem sadistischer und destruktiver Aktionen, die offene Schilderung der eigenen Freude am Töten und Verstümmeln bis weit in unser Jahrhundert hinein ist, was die während der 20er und 30er Jahre in enorm hohen Auflagen verbreitete Kriegsliteratur belegt. Als ich zum ersten Mal eines dieser Kriegsbücher las, erschien mir die dort direkt gezeigte Freude an destruktiver Gewalt, die den Feind ganz offen nur zur Legitimation benutzt, als seltene Perversität. Aber der „Bluttausch“ findet sich durchaus nicht nur bei dem immer wieder zitierten Ernst Jünger, sondern bei vielen anderen Autoren – z.B. Schauwecker, von Salomon (vgl. Theweleit, 1977, 1978). Dieses Schwelgen im Kampfrausch, die ungebrochene Verherrlichung von Gewalt ist uns sehr ferngerückt. Aber bis vor wenigen Jahrzehnten, so scheint mir, waren Gewalterfahrungen ein selbstverständlicher Bestandteil der Alltagsrealität. Ich erinnere aus meiner Kinder- und Jugendzeit nach dem 2. Weltkrieg eine viel höhere alltägliche Brutalität im Umgang miteinander als sie heute üblich ist. Nicht nur, daß in Elternhaus und Schule Schläge noch an der Tagesordnung waren. Auch unser Spielverhalten war von aggressiven Auseinandersetzungen geprägt, von

Kriegsspielen etc.. Die Außenseiterin in meiner Zwergschule wurde jeden Tag von einem ganzen Trupp Jungen und Mädchen bis nach Hause gejagt und verprügelt. In meinem Heimatdorf sofften die Männer am Abend und am Wochenende in der Arbeiter-Kneipe und prügelten sich dann, die soziale Rangordnung folgte der gezeigten körperlichen Stärke. So mutet es zunächst seltsam an, wenn es nun gerade über unsere Jetztzeit heißt, sie sei von der „Allgegenwart der Gewalt“ (Rauchfleisch, 1992) geprägt – wo doch gleichzeitig offensichtlich die Tabuisierung von Gewalt extrem zugenommen hat. Gewalt in der Öffentlichkeit wie im familialen Privatbereich werden mit juristischen und sozialen Sanktionen bestraft. Die Journalisten Farin und Seidel-Pielen, die sich in der Jugendgewaltszene auskennen, schreiben:

„Vergessen wird bei der Behauptung einer unaufhörlichen moralischen Talfahrt der gesamten Gesellschaft, daß die Bundesdeutschen in den zurückliegenden Jahrzehnten ungeahnte Sensibilitäten selbst gegenüber den ‚privatsten‘ und tabuisiertesten Formen der körperlichen Gewalt entwickelt haben“ (Farin & Seidel-Pielen, 1993, S. 195),

so gegenüber Mißhandlungen von Frauen und Kindern, Diskriminierung von Homosexualität etc.. Das Kind prügelt auf dem Schulhof? Schon wird die Mutter einbestellt und ihr klargemacht, daß das Kind zu wenig Liebe bekommt. Gewaltfreie Kommunikation, Friedfertigkeit im Umgang miteinander und mit den Fremden, Verbot von Ausgrenzung und Diffamierung sind in der Pädagogik zu allgemeinen Standards geworden. Zudem wird der Bereich dessen, was als Gewalt gilt, ständig ausgeweitet, die gesamte Sexualität ist inzwischen in Verbindung mit Gewalttätigkeit und Mißbrauch gebracht und kriminalisiert worden.

Gleichzeitig – und dies ist sicher eine unserer modernetypischen Spannungssituationen – sind wir als Medienkonsumenten einem kontinuierlichen Fluß brutaler Gewalt ausgesetzt, die die eingangs zitierten Schilderungen blass und langweilig aussehen lassen. Und wir sehen die Gewalt nicht nur auf Videos und in Filmen. sondern auch als Dokumentationen realer Gewalt. Wir hören allerorten, daß auf der Straße, in der Schule, in der Familie, in Beziehungen Verrohung und Gewaltakte zunehmen würden – ist es wirklich und in allen Bereichen so, oder ist nur unsere Sensibilität der Wahrnehmung geschärft? Soweit ich weiß, sind sich die Experten darüber nicht einig. Jedenfalls spannt sich die Schere zwischen der zunehmenden Gewaltpräsenz auf der einen und der abnehmenden Gewalterfahrung auf der anderen Seite immer weiter auf.

Woran könnte das liegen? Was hat sich so geändert beispielsweise im Vergleich zu den 50er und 60er Jahren? Ich will nicht über die Medien sprechen, die so gern als „Universalschmier zwischen den unterschiedlichen Gewaltbereichen benutzt“ (Willems, 1993, S. 89) werden, oft auch in sehr undifferenzierter Weise als Sündenböcke herhalten müssen, sondern einen anderen Punkt ansprechen, der sich auf die genannten Kindheitserfahrungen beziehen läßt. Er steht im Zusammenhang mit den Individualisierungsprozessen, die sich in den letzten Jahrzehnten mit beschleunigter Geschwindigkeit vollzogen haben. Ulrich Beck hat diese Freisetzungs- und Auflösungsprozesse unter den Stichworten „Risikogesellschaft“ und „reflexive Modernisierung“ beschrieben (Beck, 1986, 1991). Kurz gesagt meint er damit: die verselbständigten Modernisierungsprozesse mit ihrer Zweck-Mittel Rationalität, ihrem Expansions- und Fortschrittsdenken haben ungewollt Krisen und Risiken zur Folge, die die eigenen Grundlagen in Frage stellen und unsere Gesellschaft epochal verändern. Die Industriegesellschaft verbraucht im Zuge der Modernisierung die „Ressourcen von Natur und Kultur, auf deren Existenz sie aufbaut“ (Beck, 1991, S. 38). Im Zuge dieser Aufzehrung der eigenen Grundlagen werden auch die „kollektiven und gruppenspezifischen Sinnquellen (z.B. Fortschrittsglauben, Klassenbewußtsein) der industriegesellschaftlichen Kultur (die mit ihren Lebensstilen und Sicherheitsvorstellungen noch weit ins 20. Jahrhundert auch die westlichen Demokratien und Wirtschaftsgesellschaften gestützt haben)“ (S. 38) aufgelöst und durch Individualisierungsprozesse ersetzt. Jeder muß nun selber ökonomisch, sozial und psychisch für sich sorgen, kann nicht auf selbstverständliche normative oder soziale Netze zurückgreifen. Konkret auf unser Beispiel aus den 50er Jahren bezogen heißt das: es gibt nicht mehr die feste und von allen geteilte Vorstellung einer Hierarchie in der Schulklasse, wo der Prügelknabe identisch ist mit dem Kind aus der untersten Sozialschicht. Es gibt nicht mehr die Arbeiter und nicht mehr die Arbeiterkneipe und es gibt nicht mehr die zur Unterschicht gehörigen, von allen gekannt und gebilligten Kampf-Rituale, die zum Teil direkte Gewalt durch bestimmte Symbolisierungen ersetzen konnten, es gibt nicht mehr die Kontroll- und Sanktionsfunktionen von Nachbarschaft und sozialem Milieu. Aggressives Verhalten ist weniger denn je im sozialen Nahraum in Normen und Rituale eingebunden. Stattdessen gilt eine abstrakte, von den einzelnen weit entfernte Norm einer vollständigen Unterdrückung von Aggression. Diese Idealforderung verunmöglicht eine alltägliche Übung und Zivilisierung aggressiven Verhaltens, macht eine Desintegration und plötzlichen Kontrollverlust in dem Maße wahrscheinlicher, in dem das unbearbeitete, rohe aggressive Potential aufbricht. Vor allem, wenn Gewalttätigkeit plötzlich nicht mehr nur krimi-

nalisiert wird, sondern als Heldentat verstanden werden kann – wie im Krieg oder in Hoyerswerda und Rostock, wo sich die Täter als mutige Vollstrecker des halb ausgesprochenen Volkswillens verstehen konnten. Diese destruktiven Auswirkungen des gesellschaftlichen Aggressionstabus hat Freud schon im 1. Weltkrieg beschrieben (Freud, 1916). Das plötzliche Aufflammen von Haß, mörderischer Wut, Vernichtungsimpulsen und Freund-Feind-Denken im 1. Weltkrieg bringt er mit dieser „Kulturheuchelei“ in Zusammenhang. Die Gesellschaft – sagt Freud in „Zeitgemäßes über Krieg und Tod“ – fordert von uns zu viel an ständiger Unterdrückung unserer egoistischen, feindseligen, zerstörerischen Impulse. Wir hassen aber auch gerade die, die uns nahe sind – Eltern, Geschwister, die Männer und Frauen, zu denen wir eine Liebesbeziehung haben. Denn die, die uns nah sind, können uns auch viel mehr weh tun und enttäuschen. Das sind sehr elementare Gefühle von großer Wucht. Ein kleines Kind, das sein neugeborenes Geschwister zum Fenster hinauswerfen möchte, das phantasiert, die Mutter mit dem Messer aufzuschlitzen, bebend vor Haß, ist kein perverses Monster. So waren wir alle einmal und diese destruktiven Potentiale haben wir noch in uns.

Seit Freuds Zeiten hat die Tabuisierung der Aggression noch einmal zugenommen. Heute wird z.B. allgemein behauptet, daß Kinder nicht aggressiv sind, wenn sie genügend Zuwendung bekommen. Aggressives Verhalten wird so immer als Symptom eines Scheiterns von Beziehung verstanden. Das ist Unsinn, aber sehr wirksam, weil er alle Beteiligten dazu bringt, ähnliche Impulse zu verbergen. In der Schule, in der Sozialarbeit wird der Druck zur Verleugnung der Aggression noch größer. Überall heißt es: wir gehören zusammen, es gibt keine Unterschiede, wenn es sie gibt, dann freuen wir uns daran. Wir profitieren von der Kultur der Fremden, wir lernen von ihrer Lebenskunst. Wir sollen uns in der U-Bahn neben die Schwarzen setzen, Asylbewerber nach Hause einladen, wir sollen uns einfühlend in die fremde Kultur. wir dürfen nicht unsere eigenen Maßstäbe auf sie übertragen, wir müssen uns unserer Privilegien bewußt sein, wir müssen uns schämen, daß wir auf Kosten der Dritten Welt leben. Fast nicht zu zählen sind in solchen Ratschlägen zum Umgang mit den Fremden die moralischen Imperative: ich soll, ich darf nicht, ich muß. Wer findet diese Forderungen nicht gut, wer redet offen von seinem Gefühl, überfordert zu sein? Sie nicht zu erfüllen, bedeutet ein ständiges Versagen.

Für die, die sich dem Kontakt und der Konkurrenz mit den Fremden nicht entziehen können, ist das eine anstrengende Aufgabe. Je mehr jemand unter ökonomischem, sozialem und psychischem Druck steht, je unsicherer er sich fühlt, um so weniger Fremdes kann er integrieren. Die Pädagogik und die Politik mit ihren

Aufforderungen zur Fremdenfreundlichkeit gehen über diese Schwierigkeiten hinweg. Im öffentlichen Gespräch sind die aggressiven Gefühle, die Wünsche nach einer Abgrenzung und Ausgrenzung noch weniger erwünscht. Sie dürfen einfach nicht sein. Aber diese antisozialen Tendenzen verschwinden nicht einfach dadurch, daß sie gelehrt werden. Nur über ihre Bewußtmachung und Anerkennung werden sich diese Impulse einbinden lassen.

2. Konsequenzen der Gewaltferne für die Forschung

Farin und Seidel-Pielen, aber auch andere Kenner der Skinheadszene haben LehrerInnen, Sozialarbeitern und Intellektuellen vorgehalten, sie würden für sich selber unbemerkt einen Kick aus der intensiven Befassung mit den jugendlichen Gewalttätern ziehen. Zunächst werde in dem liebevollen Ausmalen von Horrorszenarios eine Ersatzbefriedigung eigener Gewaltwünsche möglich, dann folge eine entlastende Verurteilung und gnadenlose Ausgrenzung der Jugendlichen, auf die die eigene Gewaltbereitschaft projiziert war: „Nazis raus!“ – also eine unbewußte Wiederholung eben der Ausgrenzungsstrategie, die die Jugendlichen selber betreiben.

Ich glaube, daß aus unserer Gewaltferne sich dieser Voyeurismus fast unvermeidlich ergibt. Besser als das abzuleugnen, finde ich, sich diese Lust an der zuschauenden Partizipation an Gewaltszenarios einzugestehen – Michael Lukas Moeller (1992) hat in einem Buch über Krieg und Lust die Verführung in Friedensinitiativen beschrieben, „sowohl die eigenen destruktiven Impulse anzuheizen wie von der eigenen Destruktivität abzulenken“ (S. 30). Wenn man wie ich Skinheads, Hooligans, Neonazis oder Randalemacher nur aus der Sensationsberichterstattung der Massenmedien, aus Dokumentarfilmen, (auto)biographischer Literatur oder Forschungsberichten kennt, weiß man natürlich sehr wenig und nur Verzerrtes. Die Katastrophendynamik der Medien, die Selbstverliebtheit der Kulturkritiker stoßen in das gleiche Horn einer Dramatisierung und Entmenschlichung der Gewalttäter. Ich weiß das, dennoch kann ich mich nicht freimachen von dieser Präsentation der Gewalttäter als Monster, die immer neue Rekorde der Bestialität brechen. Ich kenne den fast wohligen Schauer, der mir dann den Rücken herunterläuft – dies entspricht dem Mechanismus des Thrills, der Angstlust, die man haben kann, wenn das entsetzliche Ereignis doch weit genug weg ist oder als nicht wirklich real eingestuft werden kann. Und genau dies ermöglicht die dämonisierende Darstellung. Obwohl immer wieder beteuert wird, daß Gewalt bald unser Alltag sein wird, sind Ausmaß und Brutalität der gezeigten

Gewaltszenarios so weit weg von unserer Alltagserfahrung, daß wir psychisch gar nicht in der Lage sind, diese Schilderung als Realitätsdokumente zu nehmen. Sie scheinen uns kaum realer als Horrorfilme, sind deshalb auch wie diese konsumierbar, erreichen uns nicht als wirklich bedeutsam.

In der Beschäftigung mit dem Gewaltthema scheint es besonders wichtig, sich der eigenen latenten Gewaltwünsche bewußt zu sein, um nicht entweder eine Ausgrenzung oder eine Identifikation aus eigenen inneren Bedürfnissen vollziehen zu müssen. Denn auch diesen umgekehrten Zugang zur Jugendgewalt gibt es. Einerseits in einer direkten Faszination und Verteidigung, andererseits weniger offensichtlich in einer grenzenlosen Verständnissuche. Diese findet sich vor allem in Berichten aus der sozialpädagogischen Arbeit mit gewalttätigen Jugendlichen. Hier erscheinen die Gewalttäter leicht als Menschen wie du und ich, als Opfer, denen man akzeptierend und bestätigend begegnen sollte: Differenzen werden eingeebnet, die Destruktivität der Milieus für die Gewalttätigen selber und ihre Opfer verleugnend (vgl. Helsper, 1993), um bloß nicht auszugrenzen. Dies dient zum einen der Entlastung von Schuldgefühlen, stammen doch die Skins beispielsweise häufig aus Milieus, die ihnen beruflich, sozial und psychisch kaum Ressourcen vermitteln, so daß wir unsere Privilegierung sehr stark erleben. Zum anderen dient die Gleichmacherei auch dem Umgang mit der eigenen Angst vor diesen fremden Wesen, die für die Forscher und Sozialarbeiter zu einer Bedrohung der psychischen und körperlichen Sicherheit werden können. Die Schwierigkeit, diese für uns Fremden als solche – also als Fremde – zu akzeptieren, zeigt sich auch in dem methodischen Zugang fast aller Studien: die Skins, Neonazis etc. werden nach einer Phase des Kennenlernens interviewt, und die Interviews dann zur Grundlage der Analysen gemacht. Damit werden aber die Jugendlichen auf das Feld der verbalen Auseinandersetzung gezogen, das nicht ihres ist, auf dem sich dafür aber der Forscher nun endlich sicher bewegen kann. Liest man die Interviews, so kommen einem viele Äußerungen beliebig austauschbar vor. dem Interviewer zu Gefallen werden Begründungen und Argumentationen vorgebracht, die wie eben erfunden wirken. Wieviel sie uns lehren – ich weiß es nicht?

Dieser Mechanismus einer Eingemeindung aus Schuldgefühl und Angst scheint mir auch bei vielen Erklärungs-Bemühungen aus meiner eigenen Zunft wirksam zu sein: in psychoanalytischen Ansätzen erscheint Gewalttätigkeit fast immer als Folge eigener Gewalterfahrungen, als Versuch, die narzißtischen Wunden mit der Bemächtigung anderer zu heilen. Auch bei diesen Falldarstellungen kann ich mich ihrer Logik schlecht entziehen: ganz wunderbar paßt alles ineinander, ja, es mußte so kommen bei der uneinfühlsamen Mutter, dem abwesenden Vater, den demütigenden und

entwertenden Schulerfahrungen. Aber gerade dieses Glatte, bei dem keine Irritation übrigbleibt und alles wunderbar in theoretische Schubladen aufgeräumt ist, finde ich gefährlich. Die beängstigende Fremdheit und – wie ich finde – historische Neuheit der Gewaltphänomene heute sind darin zugunsten einer beruhigenden, allumfassenden Logik stillgestellt. Als ich eine Forscherin fragte, wie sie sich erklärt, daß viele Gewalttäter aus äußerlich intakten Elternhäusern kommen, sozial und beruflich integriert erscheinen, behaupten mit ihrem Leben zufrieden zu sein, antwortete sie: diese soziologischen Forscher schauen eben nicht hinter die Kulissen, nähmen die nach außen gezeigte Normal-Front für die ganze Wahrheit. Zwar glaube ich das ebenso wie sie und finde es auch sehr schade, daß die sozialwissenschaftlichen, oft sehr aufwendigen Forschungen die Biographie und das subjektive Erleben völlig ausklammern. Aber ob, wüßte ich darüber besser Bescheid, sich wirklich die Rätsel lösen? Warum ich dies bezweifle – dazu später mehr.

3. Täter-Typen

Ist die fremdenfeindliche Gewalt eine Antwort auf gesellschaftliche Desintegrationsprozesse – auf zunehmende ökonomische, soziale Verunsicherungen und Verluste? (Heitmeyer, 1993) Oder resultiert sie aus gestörten oder zerfallenen Familieninteraktionen? Sind die Gewalttäter die Gewaltopfer in Familie, Schule und Öffentlichkeit? (Bohleber, 1992; Streeck-Fischer, 1992) Ist die Gewalt ein rein expressiver Ausdruck der erlebnishungrigen Jugend – oder ein mit zynischem Kalkül von der organisierten Neo-Nazi-Szene eingesetztes Mittel zur politischen Destabilisierung? (Erb, 1993; Willems, 1993) Ist sie ein flüchtiges Massenphänomen? (Otto & Merten, 1993) Ist sie das Wiederauftauchen der in der BRD latent gehaltenen Nazi-Ideologie? (Becker & Becker, 1991; Dahmer, 1993) Oder ist sie Ausdruck der patriarchalen Dominanzkultur der westlichen Industrienationen? (Rommelspacher, 1993) An diesen Interpretationsvorschlägen – sie ließen sich leicht erweitern – stört mich vor allem die Oder-Formulierung, mit denen viele Autoren und Autorinnen sie vortragen. Zu einem nicht geringen Teil erübrigen sich diese Positionskämpfe um die richtige Deutung schon deshalb, weil die neuere Forschung zur fremdenfeindlichen Gewalt sehr klar und übereinstimmend verschiedene Tätertypen herausgearbeitet hat, für die auch unterschiedliche Motivationen anzunehmen sind. Die Suche nach der einen, richtigen Erklärung für Gewalt setzt eine Homogenität und Konstanz der Gewaltszene voraus, die an der Realität ganz unterschiedlicher und schnell wechselnder Gruppie-

rungen vorbeigeht. So kommt etwa Rainer Erb (1993), der die ostdeutsche Gewalt- und Rechtsextremismus-Szene sehr genau untersucht hat, zu vier Typen, die ich kurz erläutern möchte. Sie ist einer vierteiligen Tätertypologie von Helmut Willems auf der Grundlage von fast anderthalbtausend BKA-Ermittlungsakten und Urteilsschriften zu 148 Tätern in den alten und neuen Bundesländern sehr ähnlich (vgl. Willems, 1993).

3.1 Der sozial Deklassierte,

in dessen Biographie eine Mehrzahl von psychosozialen Belastungen zusammenreffen: unvollständige Familien, Gewalterfahrungen im Elternhaus, Abbruch von Schule oder Ausbildung, Arbeitslosigkeit, Alkoholprobleme, Kleinkriminalität, Vorstrafen. Er sucht in der Clique den sonst unerreichbaren sozialen Halt und Status, setzt dafür das einzige ein, was er an Fähigkeiten zur Verfügung hat und womit er imponieren kann: körperliche Kraft, Härte, Gewaltbereitschaft, Trinkfestigkeit. Impulsiv, mit geringer Hemmschwelle ist er oft der, der in aggressiv aufgeladenen Situationen mit Gewalt beginnt und andere mitreißt, dabei auf eigene und fremde Verletzungen kaum achtet. Die Fremden sind für ihn die Projektionsfiguren seiner sozialen Benachteiligung, aber organisatorisch-politisch ist er nur für kurze Zeit integrierbar.

3.2 Der Kumpeltyp

ist beruflich integriert und sozial unauffällig. Für ihn ist die Hauptmotivation die soziale Einbindung in eine Gruppe, die ihm außeralltägliche Erlebnismöglichkeiten und soziale Sicherheit verspricht. Ideologische Gesichtspunkte haben keine große persönliche Bedeutung, aber die Gruppennormen werden übernommen – das Gemeinsamkeitserleben ist zentral.

3.3 Die überzeugten Faschos

Sie nehmen sich nicht als randständig wahr, sondern als die wahren Hüter der Werte unserer Gesellschaft, als Garanten von Sauberkeit, Recht und Ordnung. Sie demonstrieren häufig ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein, sind mit ihrer persönlichen und materiellen Situation zufrieden. Zur Gewalt haben sie ein ideologisch-instrumentelles Verhältnis, sehen sie als legitimes Mittel zur Durchsetzung politischer Ziele, das je nach Einschätzung des Erfolgs von Gewalt verstärkt oder zurückgenommen wird. Sie sehen sich als – auch intellektuelle – Elite, verachten Schwäche, Armut, Durchschnittlichkeit, favorisieren eine aggressive und triumphierende Art im Umgang

mit dem Thema Judenvernichtung. Wer „Beruf Neonazi“ gesehen haben, dem wird klar sein, wie gut diese Beschreibung auf Althans zutrifft.

3.4 Den postmodernen Neonazi

macht Erb vor allem in der Skinhead-Szene aus. An der fremdenfeindlichen Gewalt interessiert ihn das ideologische Programm wenig, er nimmt die Neonazi-Szene als Chance zum Ausleben körperbetont-maskuliner Unmittelbarkeitserfahrungen. Gewalt bietet die Chance zu Intensität und Genuß der Gefahr. „Dieser Typ des Desperados, des Freikorpskämpfers, des Fremdenlegionärs sucht den äußersten Nervenkitzel der Gefahr, den Ernstfall in der existentiellen Ausnahmesituation. Er möchte richtige Waffen bedienen, reale Leichen sehen.“ (Erb, 1993, S. 55) Dieser hedonistische Typ tauscht die Szenenzugehörigkeit aus, wenn eine andere mehr action verspreche. „Krawalle dienen der Unterhaltung und werden in euphorischer Stimmung als Fest konsumiert“ (S. 56).

Sehr einleuchtend differenziert diese Typologie die unterschiedliche psychische Bedeutung von Gewalt, die Relevanz der Gruppen- und situativen Effekte, die verschiedene Bedeutung rechter politischer Ideologeme. Aber generell läßt sich gegen solche Typologien ihre Beschränkung auf eine täterbezogene Sichtweise anführen, in der die Gewalt als Merkmal von Individuen oder Gruppen angesehen wird. Gegen seine eigene Täter-Typologie wendet Willems ein:

Diese „Gewaltforschung (verstellt) den Blick auf die Prozesse, die dem Gewalthandeln vorausgehen, und auf die Situation, in der sich Gewalt schließlich ereignet“ (Willems, 1993, S. 106). „Erst in der Auseinandersetzung mit anderen entwickelt sich oft die Vorstellung, daß Gewalt legitim – und was ebenso wichtig ist – auch risikofrei einsetzbar sei“ (S. 107). Man solle „den Blick nicht auf das gewalttätige Individuum verengen, sondern Gewalt als Merkmal einer sozialen Situation begreifen“ (S. 107).

Eine Beschreibung eines solchen Interaktionsprozesses, in der unterschiedliche Akteure, Interessen und Strategien aufeinandertreffen und in der Gewalthandeln resultiert, kenne ich aus der Forschung leider nicht.

4. Attraktivität von Gewalt in der Folge von Modernisierungsprozessen

Der Blick auf die soziale Situation sollte sich nicht einengen auf die unmittelbare Situation, in der sich Gewalt vollzieht, sondern dabei die allgemeineren gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mitbetrachten. Dazu zwei Vorbemerkungen:

Die Gewaltaktionen gegen Flüchtlinge, türkische Immigranten, Behinderte, Juden, Intellektuelle, Linke zeigen die relative Austauschbarkeit der Zielgruppen von Gewalt (was nicht heißt, daß die Wahl zufällig ist). Gewaltbereitschaft ist da und sucht nach Argumenten und Legitimierungen, deren Qualität und Schlüssigkeit im Zweifelsfall unwichtig werden. Gewalt wird hauptsächlich gegen Schwächere ausgeübt, d.h. gesellschaftliche Normen von Fairness und gleichberechtigtem Kampf sind außer Kraft gesetzt. Tabus der Gewaltausübung gegen Behinderte, Frauen, Kinder, sozial, ökonomisch, sprachlich Wehrlose werden zunehmend gebrochen. Warum? In einer der Reportagen spricht ein jugendlicher Interviewer mit dem Neonazi, der gerade seine Phantasien äußert, einen Ausländer zu packen, mit dem Kopf an die Bordsteinkante zu schlagen, ins Gesicht und die Geschlechtsteile zu treten, ihn dann aufzuhängen. „Und, geht's Dir dann besser?“ fragt er ungläubig-ironisch. Der Jugendliche weiß nicht zu antworten. Was macht Spaß daran, einen anderen zu schlagen, bis das Blut spritzt, der Knochen splittert, das Gesicht eine blutüberlaufene Masse ist? Was gibt es mir, jemanden in die Nieren und Geschlechtsteile zu treten, der schon am Boden liegt und sich vor Schmerzen krümmt? Meine Frage zielt auf den subjektiven „Gewinn“ von Gewalthandeln: Was hilft mir Gewalt bei der Bewältigung sozialer Problemlagen?

Als zweite Vorbemerkung noch eine kurze Anmerkung zur Psychologie der Aggression. Zerstörungslust ist offenbar ein fundamentales Gefühl, das in jeder leidenschaftlichen Zuwendung liegt. Diese Gleichzeitigkeit von Vernichtung und Liebe ist ein Erbe von Impulsen unserer Säuglings- und Kinderzeit. Ebenso elementar sind Wut und Aggression als Reaktion auf Enttäuschung und Ohnmachtserleben. Sie resultieren aus der Erfahrung, daß die Eltern nicht alle Bedürfnisse des Kindes richtig erahnen und befriedigen, nicht Erfüllungsgehilfen der kindlichen Wünsche sind, sondern sich als selbständige Personen auf das Kind zu- oder von ihm weg bewegen. Dieses Erlebnis macht deshalb solche Wut, weil das Kind auf die Eltern existentiell angewiesen ist und seine Bedürfnisse noch nicht eigenständig befriedigen kann. Haß und Gewalt verleugnen dann das überwältigende Gefühl von ohnmächtiger Abhängigkeit (vgl. Winnicott, 1988). Diese aus der kindlichen Entwicklung herrührenden Vernichtungswünsche sind ubiquitär, bleiben im Erwachsenenalter meist auf der

Phantasieebene integrierbar. Warum treten sie gerade jetzt in Aktionen gegen Minoritäten nach außen?

In acht Thesen will ich mich nun der Frage nähern, inwieweit die Attraktivität von Gewalt mit den Krisenerfahrungen in der Folge von Modernisierungsprozessen in Zusammenhang gebracht werden kann.

These 1

Die kindlichen Erfahrungen von Abhängigkeit und gleichzeitiger Einschränkung der eigenen Handlungs- und Lösungskompetenz werden in der Weltgesellschaft spürbarer und zur permanenten Alltagserfahrung. Die Abhängigkeitsketten werden länger und verzweigter. Als Individuum kann ich nicht mehr sehen, welche Macht am Ende der Ketten steht, wer verantwortlich zu machen ist für ein Geschehen, welches mich existentiell betreffen kann. Der Bau eines Atomkraftwerkes in Rußland, die innenpolitisch motivierte Kriegsentscheidung eines amerikanischen Präsidenten, Paragraphenveränderungen in internationalen Handelsabkommen etc. können auf oft nicht mehr rekonstruierbaren Wegen mein Leben bestimmen. In Hochgeschwindigkeit vollziehen sich soziale Wandlungsprozesse, die z.B. meine beruflichen Qualifikationen in wenigen Jahren entwerten, meine biographischen Planungen zu Makulatur machen können. Es sind historisch neue Dimensionen, in denen wir unsere politische und soziale Ohnmacht vorgeführt bekommen bei einem gleichzeitig gewachsenen Anspruch an individuelle Gestaltbarkeit des Lebens. Die Diffusität und Ungreifbarkeit von Machtausübung läßt die herkömmlichen Klassifikationen entlang sozioökonomischer und nationalökonomischer Kriterien obsolet werden. Da liegt es nahe, in dem Phantasma „Deutschland“ doch noch einmal ein überschaubares Zentrum zu suchen, es herzustellen mit der gewalttätigen Ausgrenzung von Chaos und Unsicherheit, für die die Ausländer verantwortlich gemacht werden. Diese eigenen Gefühle werden an die Fremden delegiert und dort mundtot gemacht.

These 2

Fremdenhaß tritt gerade jetzt in Gewaltaktionen nach außen, wo das Bild des Fremden immer unschärfer wird: Geld, Kommunikationsmittel, kapitalistisch-industriegesellschaftliche Prinzipien, ökologische Risikolagen sind weltumspannend geworden. Fremdheit setzt Existenz von Wir-Gruppen voraus, von denen der Fremde abgrenzbar ist. Im Gewalttakt stelle ich gegen diese Realität der Grenzverwischung aktiv eine Abgrenzung her. Nicht zufällig fällt in Deutschland die gewalttätige Herstellung des Fremden (Asylanten) in die Zeit nach einer Grenzöffnung.

These 3

Unsere Welt ist keine Welt von Beziehungen zwischen Personen; unsinnig wird angesichts der vollständigen Mediatisierung sozialer Prozesse mittels Geld, Recht, Bürokratie und Medien die Personalisierung von Machtverhältnissen. Die Kapitalisten, Imperialisten, politischen Machthaber sind deutlicher denn je Charaktermasken, austauschbare Funktionsträger. Die Gewalt gegen Flüchtlinge und Angehörige anderer Minoritäten stellt die Welt noch einmal auf die Ebene von Beziehungen zwischen Personen. Verantwortlich gemacht für alle Benachteiligungen werden nicht die anonymen Machtstrukturen in Wirtschaft und Politik, deren Vertreter als Personen austauschbare Funktionsträger sind, sondern die sinnlich als anders und fremd wahrnehmbaren Personengruppen. So läßt sich die sonst ungerichtet und diffus bleibende Wut auf diese Personen zentrieren.

These 4

Gewalt ist etwas Körperliches. Sie bietet Erlebnisalternativen in einer Welt, die immer abstrakter und sinnenferner geworden ist und aus der die körperliche Arbeit mehr und mehr verschwindet. Diese Entkörperlichung trifft alle Lebensbereiche bis hin zum Essen, den Ausscheidungsfunktionen und der Sexualität. Gewalttätigkeit versucht, den Körper zu rehabilitieren, eine Dominanz von physischer Aktion wiederherzustellen. Der amerikanische Literaturwissenschaftler Bill Buford, der – zunächst aus Neugierde, dann mit immer stärkerer eigener Faszination und Beteiligung – in die englische Hooliganszene eingetaucht ist, beschreibt diese Seite der Faszination an Gewalt: „So viele Seiten meiner Person wurden beteiligt – was ich sah, roch, sagte, schrie, stöhnte, was ich am ganzen Leib von Kopf bis Fuß spürte ...“ (Buford, 1992, S. 190)

These 5

Gewaltsamkeit ist unmittelbares Erleben, in dem Reflexion und Vermittlungsmedien ausgeschaltet sind. Es ermöglicht eine Direktheit und Intensität der Aktion, die uns entlastet von dem permanenten Zwang zur Infragestellung. Unsere Gesellschaft kennt keine religiösen, moralischen, lebenspraktischen unhinterfragbaren Selbstverständlichkeiten mehr, keine Naivität eines unmittelbaren Gefühlsausdrucks. Nicht einmal „ich liebe Dich“ kann gesagt werden, ohne daß einem die Liebesszene aus Casablanca oder die Scheidungsraten in den Großstädten einfallen. Mode, Musik, Architektur und Kunst: überall ist das Zitat, die gebrochene Ironie angesagt. Es gibt kein zurück zur Natur – zu welcher denn auch?

Aber während der Gewaltaktion scheint es so, als ob wir noch einmal zurück-könnten zu etwas ganz Unmittelbarem, Animalischem, Direktem, wo es keine Fragen mehr gibt.

Buford: „Was mich anzieht, sind die Momente, wo das Bewußtsein aufhört: Momente, in denen es ums Überleben geht, Momente von animalischer Intensität, der Gewalt-tätigkeit, Momente, wenn keine Vielzahl, keine Möglichkeit verschiedener Denkebenen besteht, sondern nur eine einzige – die Gegenwart in ihrer absoluten Form.“ (Buford, 1992, S. 234)

These 6

Gewalt ist ein ungeheuer aufregendes Stimulans, mit dem wir der Monotonie und Langeweile des Alltags entfliehen können. Untersuchungen zeigen, daß gerade Skins ihren Alltag als ausgesprochen eintönig und gerade dadurch als sehr anstrengend empfinden (Reimitz, 1992). Das Sich-Spüren-Können erst im Moment der Gefahr von Verletzung, Schmerz und Angst hat auch etwas mit dem Verlust an Möglichkeiten für den einzelnen zu tun, reale Gefahren zu bewältigen. So werden Gefahrensituationen künstlich hergestellt: beim Autofahren, im Abenteuerurlaub, in der gewalt-tätigen Auseinandersetzung im Fußballstadion oder Asylantenheim. Das ekstatische Moment der Gewalt, als lustvolle körperliche Aktion macht auch Buford in seinem Bericht über die Hooligans deutlich, er spricht von der

„Hitze der Erregung“ (Buford, 1992, S. 101), von dem „Rauschzustand, einer Adrenalin-Euphorie ... Und zum erstenmal kann ich die Worte verstehen, mit denen sie diesen Zustand beschreiben. Daß die Gewalttätigkeit in der Masse eine Droge für sie sei. Und was war sie für mich? Die Erfahrung absoluten Erfülltseins.“ (S. 234)

These 7

Lust auf Gewalt, „Geil auf Gewalt“ (so der Titel des Buches von Buford) – diese Formulierungen lassen an sexuelle Lust denken. Körperliche Unmittelbarkeit, Ekstase, Ich-Auflösung – all dies ließe sich auch in der Sexualität finden. Offenbar aber ziehen viele männliche Jugendliche Gewalt der Sexualität vor. Latente Homosexualität ist sicher in diesen reinen Männerbünden sehr wichtig, aber – so schildert es auch Buford – wichtiger ist die gemeinsame Suche nach Gewalterfahrungen. Die sexuelle Beziehung zu einer Frau bedeutet auch die Beziehung zu einer Fremden, die auf beunruhigende Weise anders funktioniert. Frauen repräsentieren selber das gehaßte Fremde, das sich nicht gleichmachen läßt. Und: mit jeder sexuellen Begegnung

begebe ich mich in die Gefahr der Abhängigkeit, und gerade der Überwindung dieser Ohnmachts- und Abhängigkeitsgefühle dienen Wut und Gewalt. Die Gewalt negiert den anderen, bestätigt mir meine Überlegenheit und Unabhängigkeit.

These 8

Individualisierungsprozesse beinhalten auch Vereinzelung und mögliche Verein-samung. Das Auf-sich-gestellt-sein und die Zwänge zu individueller Entscheidung und Selbstdarstellung erfordern einen niemals aufhörenden Kraftaufwand für den einzelnen. Gewalt ist fast immer Gruppengewalt, entlastet von Individualitätszumutung, von persönlicher Moral, physischer und psychischer Abgrenzung.

Noch einmal Buford: „Mit der Menge eins werden ... als Fremder unter Fremden: die Körpernähe war konstant; sie war unentrinnbar ... Von allen Seiten konnte man die Erwartung der Menge durch eine Reihe von Empfindungen am eigenen Leibe spüren ... Ich hörte auf, ich zu sein. Nicht, daß ich in einem bestimmten Moment aufgehört hatte, mich selbst wahrzunehmen; es wurde mir nur klar, daß ich es eine Zeitlang nicht mehr getan hatte ... es hatte mich in einen Zustand mächtig gesteigerten Empfindens versetzt.“ (Buford, 1992, S. 189 f.)

5. Das Ende der Begründbarkeit?

Ich merke, wie sehr diese Überlegungen doch dem Bedürfnis folgen zu verstehen, eine innere Logik, Notwendigkeit des sich-Erlebens im Akt der Gewalt zu rekonstruieren, die mir aus der therapeutischen Arbeit bekannten Mustern folgt: Ohnmachtsgefühle und narzißtische Kränkung schlagen in Wut und destruktive Aktion um. Als Psychoanalytikerin bin ich gewohnt, Sinn zu suchen, das Leiden in einen Zusammenhang stellen zu können, zu verstehen, aus welchen inneren Notwendigkeiten heraus sich irrationales, selbst- und fremdschädigendes Verhalten ergibt. Ich kenne die ungeheure Erleichterung für mich, für die PatientInnen, wenn die Dynamik solcher unbewußter Prozesse verstehbar wird. Ich glaube schon, daß die oben beschriebenen Prozesse auf einen Teil der Gewalttäter treffen, aber nicht auf den, der mich am meisten erschreckt: die Beschreibungen von Bill Buford oder Ingo Hasselbach (Hasselbach, 1993), einem Aussteiger aus der Nazi-Szene, sind mir sehr fremd in

ihrer Momentverliebtheit und Geschichtslosigkeit – nichts aus seiner Geschichte hält Buford für mitteilenswert, was uns seine Faszination von Gewalt näherbringen könnte. Aber dennoch zeugt sein Bericht wie der Hasselbachs von Fähigkeit und Sinn für genaue Beschreibung und Reflexion.

Die ausführliche Schilderung läßt mir Raum, mich in die Autoren hineinzusetzen, ihr Erleben nachzuvollziehen. Vor allem zeigen sie mir die leidenschaftlichen und auch lustvollen Momente von Gewalt. So erschreckend das ist, so nahe ist es doch an dem Vertrauten. Ist die fremdenfeindliche Gewalt sozusagen ein Verbrechen aus Leidenschaft, Resultat eines heftigen Hasses oder wenigstens einer intensiven Lustsuche, so paßt sie noch in unsere Psychologiken. „Lust auf Randal“, so heißt ein von W. Breyvogel (1993) herausgegebenes Buch zur Gewalt gegen Fremde: die kann ich mir vorstellen, wenn ich an eigene Erfahrungen der 60er Jahre denke, aber auch an die Hausbesetzerszene oder die Züricher Jugendrevolte. Der Haß auf's System, auf Beton und Kapitalismus konnte neben der Randalie auch noch in sehr witzigen und poetischen Formen ausgedrückt werden. Wenn ich's heute nachlese, beispielsweise in einem „Kursbuch“ über die Hausbesetzerszene 1981, beeindruckt die Frische und Lebendigkeit der jungen Leute, ihre von einem starken Optimismus getragene Arroganz gegenüber den Älteren. Ich sehe daneben aber in den Berichten von damals viele Momente von Depressivität. Schon damals heißt es: wir wissen, wogegen wir sind, schaffen es aber nicht, was anderes zu wollen. Die jugendlichen Revoltierer erzählen von Unruhe und rastloser Erlebnissuche, auf die schnell Gefühle von Leere und Langeweile folgen.

Die Zunahme dieser Momente ist es, was mich hauptsächlich schreckt bei den Motiven der rechtsradikalen Gewalt. Täter, die kaum etwas sagen über ihre Gründe, andere Menschen in tödliche Gefahr zu bringen – liest man Berichte, so bekommt man das Gefühl, daß sie auch jenseits aller Schutzbehauptungen nichts sagen können, daß sie selber nicht mehr wissen über sich, die eigenen Taten ihnen ganz fremd geworden sind – was übrigens im Sinne einer Derealisierung auch die Unschuldsbetuerungen verständlicher macht. Viele Täter haben auch nachträglich keinen Zugang dazu bekommen, daß sie etwas Schwerwiegendes getan haben. Was ich gelesen habe an Täterbeschreibungen, entspricht dem, was wir auch als TherapeutInnen beobachten: die Verlagerung der typischen Symptomatik von Hifesuchenden von deutlichen, farbigen, klar abgrenzbaren Symptomen hin zu Störungen, die kaum greifbar, diffus, von einem vagen Gefühl von Leere geprägt sind. Es ist ein Leiden, das sich wie ein grauer zäher Schleim auf die eigene Lebendigkeit legt. So ähnlich kamen mir auch viele der rechten Gewalttäter vor: eben nicht von leidenschaftlichem Haß oder Lust

an aggressiver Auseinandersetzung beseelt, sondern wie Menschen ohne Eigenschaften, als Personen kaum ausmachbar. Dieses Erschrecken haben auch andere Forscher, so Breyvogel, der sagt:

„Ein Interview nach Hoyerswerda, ein 16-jähriges Mädchen, ohne Spur von Reue oder Schuld ... dieses ungerührte Gesicht, die Kühle der Aussagen ... nein, das kann nicht sein ...!“ (Breyvogel, 1993, S. 13).

Diese Täter sind keine kalten, zynischen Menschenverächter, die Gewalt instrumentell zur Erreichung politischer Ziele einsetzen, sondern unsichere, unbeholfene Menschen, die nach kurzen Aufschwüngen von Emotionen in Desinteresse und hinter großmännischen Sprüchen nur unzulänglich verdeckter Depression zurückfallen. Es scheint, als wenn sie keine Kraft hätten für Liebe oder Haß. Wie kam es dazu, daß sie Brandbomben warfen, Asylantenheime anzündeten – Anschläge, die fast immer auch ohne jede sinnliche Konfrontation mit den Opfern stattfanden – was wir ja gerade für so wichtig erklärt hatten? Man war zusammen, man trank, der Abend ging zuende, es war nichts mehr los, es muß noch etwas geschehen, zwei oder drei verständigen sich, endlich muß einer etwas tun gegen diese Ausländer. Dann wird man auch von unserer Stadt mal was Tolles zu hören kriegen ... Ein Leeregefühl mit einer Aktion auffüllen, eine vage Hoffnung auf mediale Aufmerksamkeit und Anerkennung – solche Motivlagen, wenn man das überhaupt so nennen will, scheinen auszureichen, um jedes Mitgefühl mit den Opfern, moralische Normen von Sozialverhalten, Aggressions- und Tötungshemmungen außer Kraft zu setzen. Bei vielen Tätern hat man den Eindruck, daß nur eine winzige Kleinigkeit an diesem Abend hätte anders laufen müssen und der Mord oder Mordversuch wäre unterblieben. So äußern sich auch die jugendlichen Täter: „Konkrete Gründe“ habe er nicht für seine Ausländerfeindlichkeit:

„Es ist halt so“. „Aus meiner Sicht war es rein zufällig ...“ (Bergmann & Leggewie, 1993, S. 7; Stuckert, 1993, S. 185). Bergmann & Leggewie sprechen von der „merkwürdig ‚flachen‘ Tatmotivation und den wie zufällig wirkenden Handlungsketten“ (S. 14), von „buchstäblich nichtssagenden Fällen“ (S. 16). Leggewie: „Selbst schwere Delikte wirken in vielen Fällen nicht berechnend kalkuliert und auf die Feindbilder (Ausländer und Asybewerber, Obdachlose, Behinderte, ‚Linke‘) gezielt, sondern fast wie beiläufig geschehen, in einem Klima genereller Indifferenz und Ignoranz“ (Leggewie, 1993, S. 121).

Für ihn Anzeichen tiefgreifender Auflösungsprozesse normativer Orientierungen. Dieser Gedanke an die Diffusität der Motivlagen hat zunächst nichts Tröstliches, im Gegenteil, denn an einem anderen Abend summieren sich ein paar Zufälle, bis es wieder zur Gewalttätigkeit kommt.

Ist es nun nur, daß ich die Trostlosigkeit meiner eigenen Vision schwer ertrage, wenn ich doch Einwirkungsmöglichkeiten sehe? Immerhin ist ja die Zahl fremdenfeindlicher Gewaltakte zurückgegangen, sehr stark sogar, wie wir aus der eingangs zitierten Zeitungsmeldung entnehmen konnten. Warum? Meiner Auffassung nach hängt dies mit den von der Politikergemeinschaft versäumten klaren Stopzeichen zusammen, die in der sozialen Bewegung von Lichterketten und ähnlichen Bürgeraktionen gesetzt wurden. Im Unterschied zu den flauen Politikersprüchen und den moralinsauren pädagogischen Aufforderungen zur Fremdenfreundlichkeit wurde in den Lichterketten das „Nein“ zur Ausländerfeindlichkeit in einer sehr emotionalen, expressiven – und übrigens auch präverbalen – Gestik vorgebracht – in einer diesen Menschen verständlichen Form eine klare Grenze ziehend. So nicht! Die Lichterketten sind oft angegriffen worden. Ihre politische Botschaft sei diffus gewesen, vereinnehmbar gerade von denen, die die Gewaltbereitschaft durch ihre Brandreden miterzeugt haben – das ist alles richtig. Aber in der Archaik dieser Aktion ist eine Ebene getroffen: Schluß jetzt. Die Berichte über die Reaktionen auf die Tat zeigen, daß dieses deutliche Nein bei vielen Tätern selbst nach Morden nicht erfolgt ist, niemand habe ihnen ernsthaft Vorhaltungen gemacht. So ist es kein Wunder, wie beleidigt und überrascht sie reagierten, wenn sie z.B. aus einem Verein ausgeschlossen oder aus der Lehre entlassen wurden. Noch einmal Bergmann & Leggewie (1993): „Damit, daß die Leute im Dorf mit Ablehnung auf ihre Tat reagieren würden, hatten sie offenbar nicht im Traum gerechnet“ (S. 24). Dieses klare Nein hilft bei diesem Tätertypus deshalb, weil ihm die Konformität mit der Mehrheit ganz wichtig ist – „konforme Rebellen“, die in ihren „scheinbar so außergewöhnlichen Vorlieben – überreicherlicher Bierkonsum, rohe Sexualität, Fußballfanatismus und Fun ‚bis zum Abwinken‘ den ‚kleinen Leuten‘ und ‚ehrlichen‘ deutschen Arbeitnehmern ähneln“ (S. 35).

Ein weiterer Punkt, warum mein Pessimismus nicht so rabenschwarz ist: Für den Rückgang der Gewalt ist sicher ganz zentral das wichtig, was ich eingangs beklagt habe als Zynismus der Berichtserstattung der Medien, die kommentarlos ein paar widersprüchliche Meldungen zusammensetzen mit der Hauptbotschaft: die Gewalt geht zurück, es gibt nichts Interessantes zu berichten. Tilman Moser hat beschrieben, wie gleichgültig und gefühllos viele jugendliche Täter ihren realen Eltern gegenüber sind, und wieviel an Bedeutung die Zuwendung der Medien für sie hat. Viele Täter

sammeln alle Berichte, schneiden Videos von Fernsehberichten usw.. Moser spricht davon, daß die Aufmerksamkeit der Medien sozusagen den „Glanz im Auge der Mutter“, ihre liebevolle Bestätigung des Kindes, ersetzen und damit einen ganz wichtigen Anreiz für eine Spirale der Gewalt geschaffen haben. Dieses Motiv fällt mit dem Interesseverlust der Medien in sich zusammen. Die Gewalttäter können sich nicht mehr ernstgenommen und wichtig fühlen in der liebevollen Zuwendung der Medien. Immer kürzer werden die Wellen, in denen bestimmte Erlebnisweisen im Fokus der medialen Aufmerksamkeit stehen, und auch die Menschen tun sich schwer mit den länger dauernden Beziehungen – zu Menschen, zu Konsumgegenständen, zu Ideen – und vielleicht kommt ja auch die Gewalt aus der Mode? Nur stehen den kurzschlägigen Modewellen in unserer Gesellschaft auch Konstanten gegenüber: die Zunahme von Arbeitslosigkeit, sozialer Desintegration und Verteilungskämpfen werden diese ohnehin etwas zynische Hoffnung wohl nicht wahr werden lassen.

Wenig Tröstliches habe ich geboten. Aber das Eingeständnis der Macht destruktiver Gewaltwünsche scheint mir mehr Sinn zu machen als der moralische Appell, der die psychischen und sozialen Realitäten verleugnet.

Literatur

- Beck, U. (1986). Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main.
- Beck, U. (1991). Die Erfindung des Politischen. Frankfurt/Main.
- Becker, H. & Becker, S. (1990). Die Wiedervereinigung der Schuld. Psychosozial, 14. Jg., Heft 45.
- Bergmann, J. & Leggewie, C. (1993). Die Täter sind unter uns. Beobachtungen aus der Mitte Deutschlands. Kursbuch, 113, S. 7-37.
- Bohleber, W. (1992). Das Phantasma der Nation. Psyche, 8, S. 689-709.
- Breyvogel, W. (Hrsg.) (1993). Lust auf Randalen. Jugendliche Gewalt gegen Fremde. Bonn.
- Breyvogel, W. (1993). Jugendliche Gewaltbereitschaft. Subjektive Fragmentierung, Gewalt-Lust und die Gesellschaft als städtisch-medialer Erfahrungsraum. In W. Breyvogel (Hrsg.), Lust auf Randalen. Jugendliche Gewalt gegen Fremde (S. 11-34). Bonn.
- Buford, B. (1992). Geil auf Gewalt. Unter Hooligans. München, Wien.
- Dahmer, H. (1993). Antisemitismus und Xenophobie. In H.-U. Otto & R. Merten (Hrsg.), Rechtsradikale Gewalt im vereinigten Deutschland. Jugend im gesellschaftlichen Umbruch (S. 80-87). Opladen.
- Elias, N. (1976). Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen (Bde. 1/2). Frankfurt/Main.

- Erb, R. (1993). Gewalt und Rechtsextremismus bei ostdeutschen Jugendlichen. Unveröffentl. Manuskript. Berlin.
- Farin, K. & Seidel-Pielen, E. (1993). „Ohne Gewalt läuft nichts!“. Jugend und Gewalt in Deutschland. Köln.
- Freud, S., Zeitgemäßes über Krieg und Tod. In: (1916), Gesammelte Werke (Bd. X) (S. 323-355). Frankfurt/Main.
- Hasselbach, I. (1993). Die Abrechnung. Ein Neonazi steigt aus. Berlin, Weimar.
- Heitmeyer, W. (1993). Rechtsextreme Orientierung bei Jugendlichen. Empirische Ergebnisse und Erklärungsmuster. Eine Untersuchung zur politischen Sozialisation. Weinheim, München.
- Helsper, W. (1993). Sozialpädagogische Programme gegen jugendliche Gewalt. Theoretische Reflexionen in praktischer Absicht. In W. Breyvogel (Hrsg.), Lust auf Randalen. Jugendliche Gewalt gegen Fremde (S. 213-250). Bonn.
- Leggewie, C. (1993). Jugend, Gewalt und Rechtsextremismus. Fünf Thesen zur Diskussion. In H.-U. Otto & R. Merten (Hrsg.), Rechtsradikale Gewalt im vereinigten Deutschland. Jugend im gesellschaftlichen Umbruch (S. 120-125). Opladen.
- Moeller, M. L. (1992). Der Krieg, die Lust, der Frieden; die Macht. Reinbek.
- Otto, H.-U. & Merten, R. (Hrsg.) (1993). Rechtsradikale Gewalt im vereinigten Deutschland. Jugend im gesellschaftlichen Umbruch. Opladen.
- Otto, H.-U. & Merten, R. (1993). Einleitung. In H.-U. Otto & R. Merten (Hrsg.), Rechtsradikale Gewalt im vereinigten Deutschland. Jugend im gesellschaftlichen Umbruch (S. 13-33). Opladen.
- Rauchfleisch, U. (1992). Allgegenwart von Gewalt. Göttingen.
- Reimitz, M. (1992). „Das deutsche Volk reinhalten“. Zur Sozialpsychologie von Gewalt bei rechtsradikalen Jugendlichen. Psychosozial, 15 Jg. (49/50), S. 40-46.
- Rommelspacher, B. (1993). Männliche Jugendliche als Projektionsfiguren gesellschaftlicher Gewaltphantasien. Rassismus im Selbstverständnis der Mehrheitskultur. In W. Breyvogel (Hrsg.), Lust auf Randalen. Jugendliche Gewalt gegen Fremde (S. 65-82). Bonn.
- Streck-Fischer, A., (1992). „Geil auf Gewalt“. Psychoanalytische Bemerkungen zu Adoleszenz und Rechtsradikalismus. Psyche, 8, S. 745-768.
- Stuckert, T. (1993). „Die Leute haben einfach nur Angst vor uns“. Der Jugendliche als öffentlicher Schrecken. In W. Breyvogel (Hrsg.), Lust auf Randalen. Jugendliche Gewalt gegen Fremde (S. 161-202). Bonn.
- Theweleit, K. (1977, 1978). Männerphantasien (Bde. 1/2). Frankfurt/Main.
- Willems, H. (1993). Gewalt und Fremdenfeindlichkeit. Anmerkungen zum gegenwärtigen Gewaltdiskurs. In H.-U. Otto & R. Merten (Hrsg.), Rechtsradikale Gewalt im vereinigten Deutschland. Jugend im gesellschaftlichen Umbruch (S. 88-108). Opladen.
- Winnicott, D. W. (1988). Aggression. Versagen der Umwelt und antisoziale Tendenz. Stuttgart.